

# Der Befehl geht vom Volk aus

**Afghanistan** Der Einsatz der Haubitze in Kundus spiegelt die Art, wie Deutschland mit der Auslandsmission umgeht

■ **Kundus.** „Ich wünsche mir einfach nur, dass ich hier vier Monate sitze und gelangweilt auf den Bildschirm des Computers schaue.“ Der junge Oberfeldwebel sagt es nüchtern ohne den Hauch von Ironie. Auch der Bart in dem jungen Gesicht kann nicht verbergen, dass er die 30 noch vor sich hat. Nachdem seine Worte im Container verhallt sind, setzt er erneut an: „Denn wenn ich hier oben aktiv werden muss, heißt das, dass im Umkreis von Kundus bereits Blut geflossen ist.“ Der junge Mann kommandiert die zerstörerischste Waffe, die die Bundeswehr in Afghanistan hat: die Haubitze 2000. Am Rand der Anhöhe, auf der das Feldlager ist, blicken die Rohre der drei Geschütze gut sichtbar über das Kundustal.

Der in Idar-Oberstein ausgebildete Unteroffizier spricht gern über die ausgeklügelte Technik seines Arbeitsplatzes. 40 Kilometer weit kann der 56-Tonnen-Koloss schießen. Fünf Mann Besatzung. Drei Schuss in zehn Sekunden – wenn nötig. Wenn es um die Notwendigkeit geht, wird er indes schmalzippig. Seine Aufgabe ist symbolisch für den hoch technisierten Krieg: Auch wenn er letztlich den Feuerbefehl gibt, bleibt dieser selbst für ihn abstrakt. Die Haubitzen-Besatzung sieht nur Zahlen – Koordinaten und Berechnungen, die von einer Leitstelle übermittelt werden. Keine Bilder, keine Karten, keine direkte Verbindung zu den Truppen im Gefecht. Wenn die Mannschaft das Geschütz bedient und abfeuert, muss sie damit leben, dass sie dies praktisch blind tut. Abhängig von ein paar Zahlen und mit der Ahnung, dass es in der Zielregion bereits so schlimm



Die Haubitze 2000 ist die mächtigste Waffe der Bundeswehr in Afghanistan und zugleich Sinnbild für den verkorksten Umgang in Deutschland mit dem Krieg am Hindukusch. Ihr Einsatz geht letztlich auf die Beruhigung der politischen Nerven zurück.

Foto: PIZ Kundus

steht, dass die Führung in dieser Situation zu ihrer stärksten Waffe greifen muss.

Eigentlich dienen die massiven Rohre über der Stadt der Einschüchterung. Die Haubitze soll in Afghanistan den Feind abschrecken – und nebenbei in Deutschland das politische Gewissen beruhigen. Denn dass die Waffe überhaupt in Afghanistan ist, geht auf eine heftige politische Debatte nach dem Tod sieben deutscher Soldaten im Frühjahr 2010 zurück. Im Angesicht der Särge brandete in Berlin der Ruf nach schweren Waffen in Afghanistan auf – allen voran der Ruf nach dem Kampfpanzer Leopard 2. Ob sinnvoll und nützlich, wurde dabei selten hinterfragt. Auch um den Druck herauszunehmen, schickte der damalige Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg die Haubitzen nach Afghanistan.

Militärisch ging der Schuss zunächst nach hinten los: In den ersten Monaten gab es aufgrund des Klimas am Hindukusch drastische Probleme mit der sogenannten Treibladung. Zielgenaues Schießen war so kaum möglich. Das Vertrauen der Truppe in die Artillerie

litt nachhaltig. Noch heute gibt es Bereichskommandeure, die sagen: „Solange ich hier bin, werdet ihr keinen einzigen Schuss abfeuern.“ Teilweise ist es auch gar nicht mehr nötig. Die Taliban haben ihre Taktik komplett umgestellt: Statt der groß angelegten Angriffe des vergangenen Frühjahrs haben sie sich nun auf Sprengfallen spezialisiert – dage-

„Ich bin hier, weil ich Soldat einer Parlamentsarmee bin und mich der Bundestag hierhingeschickt hat. Genau der Bundestag, der von den Bürgern in Deutschland gewählt worden ist.“

Ein Unteroffizier auf die Frage, ob der Einsatz in Afghanistan sinnvoll ist.

gen hilft auch keine Artillerie. Mancher im Lager spottet deshalb: „Da kann man nur noch Leuchtgeschosse abschießen, damit die besser sehen können, wo sie die Bomben vergraben.“

Und die Haubitze ist nur ein Beispiel für die Distanz zwischen der politisch-öffentlichen Debatte in

Deutschland und der Einsatzrealität in Afghanistan. Während in der Heimat über Sinn, Verantwortung und Menschenrechte diskutiert wird, bringen es viele Soldaten im Einsatz auf eine einfache Formel: „Ich bin hier, weil ich Soldat einer Parlamentsarmee bin und mich der Bundestag hierhingeschickt hat. Genau der Bundestag, der von den Bürgern in Deutschland gewählt worden ist.“ Die abstrakte Befehlskette läuft in dieser Wahrnehmung also vom Bürger über die Zwischenstationen Politik, Bundeswehr, Einsatzführung bis zum Kommandantensitz der Haubitze hoch über Kundus.

Afghanistan ist deshalb letztlich kein Krieg allein der Bundeswehr oder der Regierung, es ist ein deutscher Krieg. In der Begründung wie in der kritischen Auseinandersetzung haben aber alle drei Seiten mittlerweile zehn Jahre am Stück versagt: Die Politik hat die Notwendigkeit nie plausibel begründen können – faktisch stimmten große Teile der Politik immer wieder für eine Verlängerung des Einsatzes, ohne es in den Wahlkreisen auch zu vertreten. Oft genug verschanzte sich die Politik

hinter den Konsensbeschlüssen zur Fortführung des Einsatzes. Es sollte der Truppe Rückendeckung demonstrieren, unterdrückt aber zugleich die kritische Debatte. Zugleich bleibt das Militär als Auftragnehmer stumm und fordert den geistigen Unterbau und stichhaltige Erklärungen für den Einsatz nur unter der Hand ein. Und die Gesellschaft? In Umfragen spricht sich seit Jahren eine Mehrheit gegen den Einsatz und für einen Abzug aus. Doch die Muskeln hat der Souverän Volk nie spielen lassen, geschweige denn die Konsequenzen gezogen.

So bleibt der Afghanistan-Einsatz seit Jahren ein amorphes Gebilde, das nicht wirklich zu fassen ist und erst dann Aufmerksamkeit findet, wenn es durch erneute Tote unumgänglich geworden ist. Dann aber meist undifferenziert und damit auch an der Sache vorbei. Der Einsatz der Haubitze ist dafür geradezu symbolisch: Die Entsendung der Furcht einflößenden Waffe beruhigte die politischen Nerven und sorgte für ein Abflauen der Angriffe. Aber zu den Soldaten im Inneren des Kolosses fiel kein Wort.

## Resümee

Peter Lausmann  
zum Ende der  
Afghanistan-Serie



## Der zehrende Kampf um Aufmerksamkeit

Als diese Serie vor rund sechs Wochen begann, stand Deutschland unter dem Eindruck einer Reihe schwerer Bombenanschläge. Vier deutsche Soldaten starben, der deutsche Oberkommandierende Markus Kneip kam nur knapp mit dem Leben davon. Afghanistan war plötzlich ganz nah. Heute ist von dieser Aufmerksamkeit kaum etwas geblieben. Es sind die gleichen Reflexe und Mechanismen, die bislang jedes Mal in solch einer Situation gegriffen haben: Erst kommt die öffentliche Anteilnahme, dann die Forderung nach dem sofortigen Abzug, dann die Debatte über besserer Ausrüstung. Und dann? Dann folgt Leere. Die Verwundeten geraten aus dem Blickfeld, Afghanistan rückt wieder Tausende Kilometer weit weg. Zurück bleiben die Familien, die weiterhin täglich um ihre Angehörigen im Einsatz bangen.

Bei mir selbst wirken die Eindrücke jener 14-tägigen Reise nach Afghanistan bis heute nach. Es sind vor allem die Emotionen, die sich festgesetzt haben: eine Ahnung vom Abschiednehmen, wenn es Richtung Hindukusch geht und ebenso eine Ahnung davon, wie schwer es ist, gedanklich wieder in Deutschland Fuß zu fassen. Die journalistische Verarbeitung in den Texten dieser Serie hat dabei sehr geholfen. Es ging mir um eine möglichst realistische Abbildung der Lage für die Menschen dort. Es sollte nichts beschönigt, aber ebenso wenig übertrieben werden. Ihre Rückmeldungen, die Rückmeldungen der Leser, zeigen mir, dass dies zu einem großen Teil funktioniert hat.

Das Ende der Serie fällt zeitlich auch mit dem Einsatzeende vieler derer zusammen, die ich in Afghanistan getroffen habe. Das Kontingent wird abgelöst, das Tagezählen hat ein Ende. Ich bin froh, dass alle, die ich persönlich kenne, gesund nach Hause kommen.

Die Kehrseite der gleichen Münze ist, dass nun andere Soldaten und ihre Familien die Tage zählen und hoffen, dass sie gesund aus dem Einsatz kommen. Auch sie sollten unsere Aufmerksamkeit und Anteilnahme haben. Denn bis der letzte Deutsche aus Afghanistan abgezogen ist, bleibt dieser Einsatz unberechenbar.

E-Mail an: peter.lausmann@rhein-zeitung.net

**Serie**

Rheinland-Pfalz  
4886 km  
↑  
Afghanistan

**Mein Nachbar ist im Krieg**

Peter Lausmann berichtet für Sie aus Afghanistan. Unser Redakteur besuchte jüngst die Bundeswehr in Kundus und Mazar-e Sharif.

Die bisher erschienenen Serienteile finden Sie auf [ku-rz.de/afghanistan](http://ku-rz.de/afghanistan)

# Drei todbringende Buchstaben: IED

**Anschläge** Selbst gebaute Bomben sind derzeit die größte Gefahr für die Bundeswehr in Afghanistan

Von Can Merey

■ **Kabul.** Eine zerdrückte Plastikflasche auf der Straße, die man überfährt. Eine zerknüllte Zigarettschachtel, auf die man, ohne nachzudenken, tritt. Ein Stein, den man wegwinkt. Die potenzielle Folge in allen Fällen, zumindest in Afghanistan: Tod oder schwere Verletzung.

Es sind Beispiele von Zündern für Sprengfallen, die die Bundeswehr in Nordafghanistan im Feld gesammelt hat. Keine Waffe der Taliban ist tödlicher als die selbst gebauten Bomben, die im Militärjargon Improvised Explosive Devices – kurz IED – genannt werden.

In ganz Afghanistan starben von Jahresbeginn bis zum 18. Juni 128 ausländische Soldaten – darunter mehrere Deutsche – 388 Angehörige der afghanischen Sicherheitskräfte und 540 Zivilisten durch die Bomben. Über 3000 Menschen wurden verwundet. Die Zahl der IED im Land steigt nach Militärangaben jedes Jahr etwa um das Doppelte. Allein im nördlichen Einsatzgebiet der Bundeswehr wur-

den vom 1. Dezember 2010 bis zum 1. Juni dieses Jahres 165 Sprengfallen registriert, die detonierten – im Vorjahreszeitraum waren es 60. Entdeckt und geräumt wurden in dieser Zeit weitere 176 Sprengsätze, nach 44 im Vorjahreszeitraum.

## Schulung sensibilisiert Soldaten

Die Bundeswehr, die die Isaf im Norden kommandiert, hat auf die wachsende Bedrohung mit verstärkter Ausbildung reagiert. Auf einem blickdicht umzäunten Areal im Camp Marmal bei Mazar-e Sharif liegt ein Trainingsgelände, auf dem Soldaten dafür geschult werden, Sprengfallen und Hinweise darauf rechtzeitig zu erkennen. Leiter der deutschen und amerikanischen Trainer ist Oberstabsbootsmann Uwe N. In sieben Monaten haben er und seine Männer – die Fachbezeichnung für sie ist Kampfmittelbeseitiger – mehr als 10 000 deutsche und internationale Soldaten für die tödliche Gefahr sensibilisiert.

Auf dem Gelände ist eine typisch afghanische Landschaft

nachgebildet, in der die Soldaten darauf gedrillt werden, Hinweise auf versteckte IED – etwa gelbe Sprengdrähte aus dem Bergbau – zu erkennen. Der Schulungsraum ist in einem Zelt untergebracht, als die Besucher achtlos auf den Teppich am Eingang zur Bombenwerkstatt treten, piepst es durchdringend. „Tot“, sagt der Oberstabsbootsmann – im echten Leben wäre unter dem Teppich vermutlich eine Sprengfalle mit Kontaktzünder versteckt gewesen. Auch bei den verschiedenen Zündern, die in den Zelten auf Brettern montiert sind, piepst es, wenn ihr Mechanismus ausgelöst wird. An ihnen zeigt sich, wie perfide die IED geworden sind. Mit gewöhnlichen Minen, die durch Kontakt ausgelöst, aber mit Metallsonden aufgespürt werden können, haben sie fast nichts mehr gemein.

IED mit normalen Kontaktzündern können kaum gezielt eingesetzt werden: Der Erste, der auf die Kontaktplatte tritt oder sie überfährt, wird in die Luft gesprengt. Also gingen die Aufständischen dazu über, Sprengsätze per Funk

auszulösen. Die Truppen reagierten mit sogenannten Jammern, die auf gepanzerten Fahrzeugen montiert sind und Funksignale stören. Doch auch die Taliban schlafen nicht: Inzwischen gibt es Kontaktzünder, die per Funk aktiviert werden, wenn die Jammer noch zu weit entfernt sind, um das Signal zu stören. Alle Wagen davor passieren den Zünder, ohne ihn auszulösen. Nachdem er per Funk scharf gemacht wurde, fliegt das nächste Fahrzeug in die Luft.

## Entschärfer im Visier

Und die Aufständischen setzen sogenannte Entschärferfallen ein: Sprengsätze, die Kampfmittelbeseitiger wie Uwe N. töten sollen. Der Oberstabsbootsmann berichtet von IED, die durch Fotozellen gezündet werden. „Sobald man die ausgegräbt und Licht daran kommt, gehen die hoch“, sagt er. „Ein Problem ist, dass die IED in jüngster Zeit immer komplexer geworden sind. Die ändern ihre Taktik, dann ändern wir unsere Taktik“ – und so gehe es immer weiter. Die Taliban legten sogar Bombenat-



Aus einfachsten Mitteln zusammengesetzt, aber tödlich: Bei den Zündern für Sprengfallen sind die Aufständischen besonders kreativ.

Foto: dpa

trappen, um die Spezialisten dabei zu beobachten, wie sie arbeiten – und um daraus zu lernen.

Es ist ein Katz-und-Maus-Spiel, bei dem Uwe N. und seine Kameraden versuchen, den Taliban immer einen Schritt voraus zu sein. „Die werden schon gut ausgebildet“, sagt der Oberstabsbootsmann über seine Gegner. Unter Aufständischen gebe es außerdem einen „Technologietransfer“: „Wenn es im Irak funktioniert, dann kommt es auch nach Afghanistan.“ Gut sei aber auch die Ausrüstung der Bun-

deswehr, um Sprengfallen aufzuspüren. Die Ausbildung nennt Uwe N. „super“.

Uwe N. ist nach 2009 zum zweiten Mal in Afghanistan, schon jetzt weiß er, dass er nächstes Jahr wiederkommt – Experten wie er sind rar. „Wenn man weiß, was man tut, ist es nicht so gefährlich“, sagt er über die Arbeit der Kampfmittelbeseitiger. „Jedes IED ist etwas anderes, jedes ist anders aufgebaut. Ich muss grundsätzlich so vorgehen, als wäre es mein erstes IED.“